

## Neue Thesen zu einer alten Frage

## Warum ist Brasilien anders?

Die historische Sonderrolle Brasiliens in Lateinamerika wird seit langem in der einschlägigen Forschung diskutiert. Dennoch bleibt Brasilien im lateinamerikanischen Vergleich eine etwas sperrige Ausnahme, die häufig in den Verdacht gerät, fremdbestimmt durch europäischen Einfluss vom normalen Weg zur Nation – Unabhängigkeit durch Ausrufung einer Republik – abgeirrt und dementsprechend verspätet zu sein. In der kulturwissenschaftlichen Betrachtung, deren Fokus nicht auf der Ereignisgeschichte sondern der Deutung dieser Geschehnisse auf der Diskursebene liegt, lassen sich jedoch neue Erkenntnisse gewinnen, welche diese Entwicklung in einem anderen Licht darstellen und als solche nachvollziehbar machen. Auf der Basis einer kürzlich veröffentlichten Untersuchung werden in diesem Artikel einige der zentralen Argumente vorgestellt.

TEXT: DR. GEORG WINK\*

Brasilien ist anders als seine lateinamerikanischen Nachbarstaaten – keine Frage. Aber worin genau besteht diese Besonderheit? Allgemein bekannt sind zumindest die historischen Zäsuren: Die Eroberung durch die Portugiesen (1500), die Übersiedlung des portugiesischen Königshofes (1808), die Unabhängigkeit als Kaiserreich unter Bewahrung der Einheit des Territoriums (1822) und die späte Ausrufung der Republik (1889). Dazu kommt die althergebrachte und momentan erneut in die Schlagzeilen gekommene Rolle als „Land der Zukunft“, was im heutigen Kontext heißen mag: Garant erneuerbarer Energien, Hauptlieferant der Nahrungsmittel für die Welt von morgen und vielleicht gar designierter Chefdiplomat für internationale Krisen – wie kürzlich beim „Atom-Poker“ in Teheran.

Diese Ereignisse stehen allerdings nicht isoliert für sich, sondern – so die Ergebnisse der kulturwissenschaftlichen Untersuchung – können im Zusammenhang mit einer langen Diskurstradition erklärt werden, die man in Bezug auf die neuere Forschung zur Konstruktion von Nationen als

*imagined communities* (Benedict Anderson) als „Brasilienerzählung“ bezeichnen könnte. Und in der Betrachtung der *longue durée* wirkt manches Phänomen der brasilianischen Geschichte wenig überraschend, sondern ziemlich plausibel. Außerdem lässt sich feststellen, dass diese Erzählung im Sinne ihrer elitären Verfasser sehr erfolgreich war: Pragmatisch eingesetzt trug sie dazu bei, in einem extrem heterogen geprägten und latent revolutionären sozialen Kontext die bestehenden Machtverhältnisse zu bewahren.

Schon als Cabral auf dem Weg nach Indien unerwarteter Weise im südlichen Atlantik Land an Steuerbord entdeckte, waren den portugiesischen Seefahrern im Gegensatz zu ihren spanischen Kollegen zwei Dinge klar: Erstens musste es sich tatsächlich um Neuland handeln und nicht um einen Teil Asiens, denn durch den geradlinigen Südsüdwestkurs war erkennbar, dass man nur unwesentlich nach Westen und auf keinen Fall über die Linie von Tordesillas hinaus gesegelt war (das nautische Instrument zur Meridianbestimmung wurde erst im 18. Jahrhundert erfunden). Zweitens



1. Mappa Mundi  
(linke Hälfte, Jean Rotz, 1542)

gingen die Portugiesen ganz selbstverständlich davon aus, dass sie es mit einer Insel zu tun hatten, auch wenn diese bald darauf durch die Exkursion Amerigo Vespuccis in ihren kontinentalen Ausmaßen erkannt wurde. Brasilien war deshalb von Anfang an eine „Neue Welt“ – und kein durch Reiseberichte beschriebenes und gezielt angesteuertes „Westindien“. Bezeichnenderweise wurden auf den Karten des 16. Jahrhunderts die geographischen Begriffe Brasilien und Amerika als Synonyme gebraucht; wie zum Beispiel als *Insula Atlantica quam vocant Brasilij & Americam* auf Sebastian Münsters Weltkarte von 1538, die Hans Stadens Bestseller über die grimmigen Menschenfresser-Leute zieren durfte. Wider besseres kartographisches Wissen blieb die kontinentale *Ilha Brasil* bis ins 19. Jahrhundert in der Vorstellungswelt erhalten, abgetrennt gedacht vom übrigen Amerika durch die Flussläufe des Plata und des Amazonas, die gemeinsam aus der sagenumwobenen Lagune *Eupana* entspringen sollten.

Diese Überzeugung knüpfte an eine antike Legende an: Die Existenz

\* Georg Wink, geboren 1973 in Freiburg im Breisgau, studierte Lateinamerikanistik, Soziologie und Wirtschaftswissenschaft in Berlin, promovierte am Fachbereich Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Universität Mainz und war DAAD-Lektor und Postdoktorand in Belo Horizonte. Zurzeit ist er Lehrbeauftragter im Fachbereich Kulturwissenschaft Spanien/Lateinamerika der TU Dresden. Die überarbeitete Fassung der Dissertation, in der die im Artikel angesprochenen Ergebnisse ausführlich dokumentiert und diskutiert werden, liegt als Buchveröffentlichung vor: Georg Wink 2009. *Die Idee von Brasilien: Eine kulturwissenschaftliche Untersuchung der Erzählung Brasiliens als vorgestellte Gemeinschaft im Kontrast zu Hispanoamerika* [=Hispano-Americana – Geschichte, Sprache, Literatur, Bd. 38]. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 367 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-631-58741-6; 59,80 Euro.

von paradiesischen Eilanden im Ozean – am berühmtesten ist das sagenhafte Atlantis –, auf denen die Menschen gewissermaßen in einem verlängerten Goldenen Zeitalter leben sollten. Auf Karten des frühen Mittelalters finden sich häufig solche Inseln im Atlantik verzeichnet; manchmal mit Namen, die uns wahrscheinlich nicht ganz unbekannt sind: *Braaz*, *Isola de braçil*, *Insula de Brasil* oder *Insula de Brazir* – vor 1500, wohlgemerkt. Hier ist – neben dem Brasilholz – eine zweite etymologische Herleitung Brasiliens denkbar, die bisher wenig beachtet wurde. Natürlich handelte es sich bei diesen Paradiesinseln um Produkte der geographischen Mythologie. Für Caminha, Vespucci und ihre Zeitgenossen lag aber trotzdem die Schlussfolgerung nicht allzu fern, in dem neuen Kontinent voller Naturschönheit zumindest ein Ebenbild des Paradieses gefunden zu haben. Verstärkt wurde dies durch die Begegnung mit dessen Bewohnern, von denen man zwar behauptete, dass sie bisweilen Menschen äßen, ihnen jedoch zu Gute hielt, dass sie in ihrer unschuldigen Lebensweise – ohne König, Gesetz und Glaube – tatsächlich frei von der Erbsünde waren; ganz im Gegensatz zu den andinen und mexikanischen Völkern mit ihrer komplexen Sozialstruktur und ihren verdächtig an Pyramiden erinnernden Tempeln. Mit dem edlen Wilden, wie er in der europäischen Vorstellungswelt zu großen Ehren kam, war vor allem der brasilianische Ureinwohner gemeint.

Durch diese zwei Assoziationen – Paradies und Insel – war Brasilien von Anfang ein positiv konnotierter Raum mit klar definierten Grenzen. Mit wachsender Begeisterung widmeten sich geistliche und weltliche Autoren der Beschreibung Brasiliens und begründeten damit einen intertextuellen „edenischen Diskurs“, der sich von den Gründungstexten im 16. Jahrhundert über die Jesuitenliteratur bis zur romantischen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts fortschrieb. Das edenische Motiv bestimmte sogar die nationale Flagge und Hymne, und auch die Utopie einer Agrarmacht des 21. Jahrhundert erinnert nicht zufällig an „em se plantando,

tudo dá“ – die sprichwörtliche Fruchtbarkeit Brasiliens.

Ein weiterer wichtiger Effekt auf die Brasilienerzählung war, dass sich auch die lusitanische Weltreichsmetaphorik zunehmend an Brasilien ausrichtete. Das verheißene Reich, in dem sich nach dem Zeitenende die göttliche Wiederkunft begeben würde („dein Reich komme“ heißt es ja im Vaterunser), sollte sich jenseits des Atlantiks verwirklichen, wie es unter anderem der Jesuitenpater Vieira in seiner *História do Futuro* anhand von Quellenstudien der Propheten Daniel und Jesaja genau darlegte. Dieses *Quinto Império* mauserte sich sogar zur politischen Chefsache: Seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert findet sich fast keine innenpolitische Krise Portugals, in der nicht der Ruf nach einer Verlegung des Königshofes nach Brasilien laut wurde – meist auch mit dem Verweis auf handfeste geopolitische und ökonomische Vorteile. Die erste und einzige Verlagerung eines Reichszentrums in die Neue Welt im Jahr 1808 wurde also über Jahrhunderte vorbereitet, wohingegen die napoleonische Invasion nur ein willkommener Anlass war. Bei dieser *inversão brasileira*, die anlässlich der Zweihundertjahrfeiern reges wissenschaftliches Interesse fand und als Gründungsereignis neu bewertet wurde, handelte sich demnach nicht um ein befristetes Exil, sondern um die vorausschauende Neugründung des Weltreiches, dessen Zentrum mit allen wichtigen Institutionen in Rio de Janeiro lag – obgleich man schon damals für den Bau einer neuen

Hauptstadt im Landesinneren plädierte, übrigens ganz in der Nähe des heutigen Brasília.

Die Errichtung eines Kaiserreichs, wie 1822 geschehen, folgte ebenfalls dieser Logik. Für die heutige brasilianische Geschichtswissenschaft steht fest, dass es sich im Fall der so genannten Unabhängigkeit Brasiliens nicht um einen Bruch mit dem Mutterland handelte, sondern dass es darum ging, die Krone gegen republikanische Forderungen – die anfangs vor allem in Portugal erhoben wurden und sich in Brasilien zu regionalen separatistischen Bewegungen entwickelten – auf *beiden* Seiten des Atlantiks zu verteidigen. Unter Brasilianern und Portugiesen verstand man anfangs nicht zwei Nationalitäten, sondern Parteien mit monarchistischer und republikanischer Tendenz. Das Kunststück, sich selbst an die Spitze der Reformbewegungen zu setzen, diese – *divide et impera* – als „Unabhängigkeit“ zu verkaufen und gleichzeitig mit kriegerischen Mitteln gegen eine latent aufsässige Bevölkerung eine Restauration der Verhältnisse durchzusetzen, sicherte dem Haus Bragança – hüben und drüben – bis weit ins 19. Jahrhundert hinein seine Besitztümer. Der Kaiserkrone kam dabei zu Gute, dass regionale republikanische Separatisten wie etwa in Pernambuco durch die bewusst geschürte Panik vor einer politischen Emanzipation der Sklaven (wie zuvor auf Haiti) im Zweifelsfall der Schutzherrschaft des Kaisers den Vorzug gaben – und damit die territoriale Einheit gewahrt blieb. Ob man dies



Ankunft von Dom João VI in Bahia (Cândido Portinari, 1952)

als „Unabhängigkeit“ bezeichnen kann, sei dahingestellt – schließlich handelt es sich in der monarchischen Logik beim Aufteilen eines Reichs unter Familienangehörigen zur Machtsicherung um einen gewöhnlichen Vorgang.

Ähnlich geschickt wurde der Übergang zur Republik bewerkstelligt. Nachdem im Kaiserreich an republikanische Strömungen – sofern sie aus der gesellschaftlichen Elite kamen – weitreichende Zugeständnisse gemacht wurden und sogar das Schlagwort von der „*inutilização da República*“ die Runde machte, kam es 1889 im wahrsten Sinne des Wortes zur Republik nicht wegen einer Systemkrise oder eines Reformstaus, sondern weil das Kaiserreich auf einer diskursiven Ebene als überholt gezeichnet wurde – und für den zusehends kränklichen Kaiser keine geeignete Nachfolge in Aussicht war.

Als sich im Zuge der Protestaktion einer militärischen Einheit (gegen Haushaltskürzungen und Kompetenzverlagerungen) die Ausrufung der Republik ergab, waren daran republikanische Führer und Volksmassen nicht nennenswert beteiligt; selbst die Krone blieb passiv. Eine Revolution war es also definitiv nicht. Vielmehr trat das Militär als ein neuer politischer Akteur in ein bestehendes Machtvakuum. Auch wenn in den Folgejahren ein betont republikanischer Diskurs mit jakobinischen Anklängen forciert wurde, der die überfällige Überführung Brasiliens in

eine moderne und amerikanische Identität suggerierte – so dass in diesem Ereignis eher die Zäsur zu vermuten ist, die gemeinhin an der „Unabhängigkeit“ festgemacht wird –, zeigt sich, dass die meisten Motive der Brasilienerzählung weitergeführt wurden. Diese konnte zu den Vierhundertjahrfeiern der „Entdeckung“ im Jahr 1900 sogar pompös mit der republikanischen Staatsform versöhnt werden – ganz so wie es der orthodoxe Positivismus vorschreibt: Nach dem Dreistadiengesetz von Auguste Comte bedurften nach der „großen Endkrise“ von 1789 die veränderten Umstände einer neuen Ordnung, welche weder über Revolution noch Restauration, sondern nur über die behutsame Versöhnung der gesellschaftlichen Kräfte unter dem Primat von „Ordnung und Fortschritt“ erreicht werden konnte.

Anhand dieser Überlegungen, die hier nur angerissen werden konnten, wird deutlich, dass die Besonderheit Brasiliens weit über die im lateinamerikanischen Vergleich atypische Ereignisgeschichte hinausgeht. Vielmehr sind die historischen Ereignisse *auch* die Konsequenz eines – zum Leidwesen aller anderen Entwürfe – allmächtigen Inklusionsdiskurses, der in Lateinamerika seinesgleichen sucht. Zur Beschreibung drängt sich geradezu das in den 1920er Jahren entworfene Programm der kulturellen *antropofagia* auf: Das symbolische Ergreifen, Verspeisen und Verdauen von allem, was für die eigenen Zwecke interessant ist. Die Übertragung

eines alten Legitimitätsprinzips auf eine neue Welt oder die Verquickung von Reich und Republik sind nur zwei Beispiele, in denen sich zeigt, wie aufnahmefähig die Brasilienerzählung war, ohne dass sie an Plausibilität eingebüßt hätte oder jemals einen Teil ihrer erzählten Vergangenheit hätte verleugnen müssen. Sogar Elemente, die sie grundsätzlich in Frage stellten, ließen sich adaptieren; bisweilen gar in ihr Gegenteil verkehrt, wie das Verdikt der „Degeneration durch Rassenmischung“ in die brasilianische Idee der „Aufwertung durch größtmögliche Vermischung mit der weißen Rasse“ (*branqueamento*). Auf diese Weise war es möglich, auf einer kulturellen Ebene Elemente, die anderswo strikt getrennt gedacht wurden, als „Fabel der drei Rassen“ zusammenzuführen und ein homogenes Staatsvolk aus *mestiços* zu behaupten, während „Reinrassigkeit“ anderswo zum wichtigsten Distinktiv einer Nation wurde.

Dass diese Erzählung wenig mit der Realität zu tun hat, anderen minder privilegierten Sichtweisen keinen Raum lässt oder – schlimmer noch – sie durch Vereinnahmung schwächt, ist seit langem bekannt und wurde schon Anfang des 20. Jahrhunderts in visionären Werken der brasilianischen Literatur kritisiert. Inzwischen ist sogar der Mythos der *mestiçagem* angekratzt: *Affirmative action* wie Quotenregelungen für Schwarze stellen den traditionellen brasilianischen Lösungsansatz in Frage. Die hitzige Diskussion darüber zeigt jedoch, dass die Brasilienerzählung – auch wenn sie zweifellos in der Gegenwart einer Neuformulierung bedarf – als jahrhundertalte Referenz weiterhin nicht übergangen werden kann. Ebenso scheint die Kluft zwischen der „Insel Brasilien“ und den Spanisch sprechenden Nachbarn, die derzeit engagierte politische Initiativen zu überbrücken suchen, in der Vorstellungswelt weiterhin präsent. Wie hieß es doch kürzlich in einem Fernsehspot des brasilianischen Gesundheitsministeriums anlässlich des Auftretens von Schweinegrippefällen in Chile und Argentinien? „Es wird empfohlen, von aufschiebbaren Reisen nach Lateinamerika abzusehen“. ■



Krönung von Kaiser Pedro I, (Jean-Baptiste Debret, 1828)